

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Eine Galgengeschichte aus dem zwölften Jahrhundert
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572695>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Mondschein. Kopfleiste von E. Weber, Engstringen.

Eine Galsengeschichte aus dem zwölften Jahrhundert.

Von Hermann Hesse, Calw.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es lebte vor längerer Zeit in einer berühmten und schönen Provinz des Römischen Reiches ein ebenso begüterter wie vornehmer Edelmann namens Ottokar, welcher von vielen für die Zierde der gesamten Ritterschaft desselben Landes angesehen wurde. Dieser war reich genug an Landbesitz, Schlössern, Wald und Dörfern, samt Vieh und Wild; jedoch hatte er seine Gemahlin schon in jüngern Jahren verloren und konnte sich nie entschließen, eine zweite Heirat zu tun. Vielmehr übertrug er seine ganze Liebe auf das einzige Kind, das er von jener Gattin hatte, ein Fräulein mit Namen Alinda. Diese war von ungewöhnlicher Anmut und höchst adeliger Art, was auch ohne die Größe des ihr zustehenden Erbes genügt hätte, manchen jungen oder ältern Edelmann in heftigster Liebe zu ihr entflammen zu lassen. Weil jedoch besagtes Fräulein noch nichts von der Liebe wußte oder wissen wollte, auch ihr Vater ein überaus stolzer und strenger Mann war, gelang es von allen Liebhabern keinem, mit ihr in verliebter Weise zu reden oder durch die andern gebräuchlichen Mitteln sich dem Ziel seiner Wünsche zu nähern.

Unter denjenigen, die ihr Herz an die schönen Augen der Alinda verloren hatten, befand sich ein Jüngling aus einem sehr vornehmen Hause, das aber durch Partei- zwiste und Verbannung aufgelöst und um allen Besitz gekommen war. Dieser hieß Hildebrant. Er war, nachdem sein einziger, älterer Bruder Ebert in die Welt hinausgegangen, um sein Glück in Herrendiensten zu versuchen, ganz allein in jene Gegend gekommen. Dieser Jüngling hatte sich, da er ganz unbegütert und an der Rückkehr in seine Vaterstadt durch das Exil gehindert war, der Gefolgschaft des Herrn Ottokar angeschlossen und wurde von diesem seiner vortrefflichen ritterlichen Eigenschaften wegen sehr bevorzugt und gelobt, so oft er ihn auf der Reise oder zur Jagd begleitete, sowie auch zu Hause. Auf diese Weise hatte Hildebrant häufige Gelegenheit, die Tochter des Herrn zu sehen und mit ihr zu reden und dem Gegenstand seiner jeßnsüchtigen Wünsche nahezu sein. Dennoch enthielt er sich, ihr seine glühende Liebe jemals, sei es auch nur durch Blicke oder Gebärden, zu offenbaren. Denn der Gedanke, seiner Liebe auf eine unzüchtige und nicht ehrbare Weise

froh zu werden, lag diesem edelmütigen Jüngling so fern wie dem Morgen der Abend, und da er bei seiner traurigen Armut es für unmöglich hielt, die Alinda jemals in Ehren zum Weibe zu bekommen, wollte er lieber seine große Liebe für sich behalten, ja vielleicht an ihr zu Grunde gehen, als die Ruhe und den Ruf der Dame auch nur der geringsten Gefahr aussetzen.

So standen die Dinge, ohne sich irgend zu verändern, eine lange Zeit. Inzwischen hatte Herr Ottokar, um unbekannter Ursachen oder Vorteile willen, sich mit gewissen Feinden des Kaisers, dessen Lehnsmann er war, in enge und gefährliche Verbindung gesetzt. Mit Gottes Willen geschah es nun, daß der Kaiser Friederich von dieser Sache Kunde erhielt, worüber er sich, wie man ja wohl glauben mag, höchlich erzürnte, daß er den unseligen Herrn Ottokar aufs schwerste zu bestrafen schwur. Es wurde also dieser Herr sogleich gefangen genommen, in die Stadt geführt und daselbst in einem festen Kerker bewahrt, bis der Kaiser mit seinem Hof und Gericht dort eintraf. Als dann hielt die kaiserliche Majestät mit allen ihren Herren, Rittern und Räten ein strenges Gericht über das Vergehen und lautete des Kaisers Urteilsspruch, daß der unglückliche Ottokar durch den Strang vom Leben zum Tod sollte gerichtet werden, sowie aller seiner Güter und Habe verlustig gehen.

Indessen war seine Tochter, das Fräulein Alinda, in großer Angst und Betrübnis in ihrem Hause geblieben, wo sie jener Hildebrant samt einigen andern Gefolge beschützte und ohne Erfolg zu trösten versuchte. Als nun die Kunde von dem Todesurteil überall erscholl und auch in ihr Haus drang, da fiel das beklagenswerte Fräulein in ein so rührendes Wehklagen und Weinen, daß niemand es mit ansehen konnte, ohne selbst in Tränen auszubrechen. Am meisten aber betrüßte ihr tiefer Jammer den guten Hildebrant, welchem Alinda, obwohl er sie jetzt in Trauer und Armut gestürzt sah, beinahe noch besser als früher gefiel, sodaß er zu ihrem Troste alles Erdenkbare zu tun versuchte, in aller Ehrbarkeit. Als das arme Mädchen das bemerkte, duldet sie die Gegenwart des jungen Edelmanns, während sie alle andern Tröster aus dem Zimmer schickte. Und nachdem sie eine Zeit lang sich der Tränen ersättigt hatte, bedachte sie als ein kluges und verständiges Fräulein

ihre schwierige Lage und sagte darauf zu Hildebrandt: „Ihr habet mir, junger Herr, so mancherlei Trost und Güte erwiesen, daß ich es wage, eine Bitte an Euch zu richten.“

„Redet, verehrte Herrin,“ erwiderte Hiltebrandt, „und wisset daß Ihr nichts zu erbitten braucht, sondern über meine Person und geringen Kräfte ganz nach Euerm Gutdünken zu gebieten habet!“

„So hört denn!“ fuhr Alinda fort. „Wie Ihr wohl wisset, ist meinem unglücklichen Vater nicht nur das Leben abgesprochen, sondern auch alle seine Güter sollen ihm abgenommen werden und an die Krone fallen, so daß ich von Stunde an eine arme, besitzlose Waise bin. Wer weiß aber, ob mir nicht noch Schlimmeres widerfahren wird, wenn die Häscher oder Abgesandten des Kaisers kommen, um ihre Hand an dies Haus zu legen; leicht könnten sie auch mich, die ich doch ganz schuldblos bin, in einen Kerker legen, und auch wenn mir die Freiheit erhalten bleibt, würde ich als ein schutzloses Mädchen vielen Gefahren an Leben und Ehre ausgesetzt sein. Darum ist meine Bitte, Ihr möget mir aus diesem Hause helfen, sodaß ich in einem der benachbarten Klöster um Gastrecht bitten und das Weitere abwarten mag, was Gott über mich verfügen will.“

Der junge Herr Hiltebrandt bewunderte die kluge Besonnenheit des Mädchens höchlich und erbot sich sogleich, ihr in allem zu Diensten zu sein. Also führte er sie, die sich in einen großen Männermantel gehüllt hatte, gegen Abend aus dem Hause und durch den Garten ins Freie; dann begleitete er sie bis zu einem nicht weit entfernt liegenden Kloster und verabschiedete sich dort sehr höflich, indem er versprach, am folgenden Tag sie zu besuchen und ihr neue Nachrichten zu bringen.

Alinda wurde in jenem Kloster, das ihrem Vater große Stiftungen verdankte, mit aller Freundlichkeit aufgenommen. Hiltebrandt aber ging in die Stadt hinein und erkundigte sich überall über den gefangenen Herrn Ottokar. Doch wagte er nicht, in das Gefängnis zu gehen oder einen der Räte zu besuchen; denn er hatte gehört, daß die Freundschaft und Gefolgschaft des Verurteilten teils verhaftet, teils entflohen sei. So konnte er nichts weiter in Erfahrung bringen, als daß morgen um die und die Stunde sein Herr werde sterben müssen. Die Nacht schlief er unter freiem Himmel und begab sich am Morgen zeitig auf den Weg zur Nichtstätte, wo schon eine ungeheure Schar von Neugierigen unterwegs war. Zur bestimmten Stunde geschah alsdann, was Kaiser und Gesetze verlangten: Herr Ottokar wurde schimpflich an den Galgen gehängt und starb elend unter den Blicken des herbeigeströmten Volkes. Viele, und so auch der Jüngling Hiltebrandt, vergossen bei diesem kläglichen Anblick herzliche Tränen.

Nun hatte der Kaiser unter seiner sehr zahlreichen und glänzenden Gefolgschaft einen bevorzugten jungen Ritter, dem er häufig vielerlei Beweise seiner Zuneigung gab, was ebenso sehr diesen Ritter beglückte als die übrigen Höflinge mit Neid erfüllte. Dieser Ritter hieß mit Namen Ebert und zeigte sich eines so ehrenvollen Vertrauens in hohem Maße würdig. Da nun beschlossen war, daß der gehängte Verschwörer acht Tage und Nächte sollte hängen bleiben, und da der Kaiser durchaus nicht wollte, daß der Körper etwa von den An-

gehörigen des Ottokar entwendet und ehrenvoll bestattet werde, rief er jenen Ebert zu sich und gab ihm den Auftrag, selber bei dem Leichnam die Wache zu halten und verpflichtete ihn dazu aufs treulichste, unter Zusage eines reichen Geschenkes und unter Androhung schwerer Strafe, falls er dies Amt versäume. Darauf begab sich dieser edle junge Ritter sogleich auf die Nichtstätte, und obwohl schon ein bestellter Wächter daselbst stand, blieb er doch dabei, wandelte in der Nähe umher und dachte sein Amt aufs allerbeste auszuführen. Und als gegen Abend der wachhaltende Söldner schläferte und mehrmals einschlummerte, hieß er ihn gehen und beischloß, diese Nacht allein zu wachen.

Unterdessen war Hiltebrandt zum Kloster zurückgekehrt, um das Fräulein Alinda zu besuchen und ihr aufs neue seine Dienste anzubieten. Weil das Kloster in nächster Nähe des Nichtplatzes lag, wußte die unglückliche Tochter schon alles, was geschehen war, und der Jüngling fand sie in tiefstem Schmerz über den schmachvollen Tod ihres geliebten Vaters. Doch faßte sie sich nach einiger Zeit, und nachdem sie allerlei anderes mit ihm gesprochen hatte, sagte sie zu Hiltebrandt: „Ich weiß nicht, guter Herr, wie ich Euch für so viele Dienste und Beschützung danken soll. Möge Gottes Gerechtigkeit Euch alle diese Treue vielfach vergelten, darum will ich täglich beten. Wenn Ihr aber noch immer Mitleiden mit mir habet und Eurer Dienstfertigkeit nicht etwa, wie es ja wohl sein könnte, müde seid, so bitte ich Euch und stehe Euch an, Ihr möget mir einen Rat geben, was ich weiter tun soll. Denn, wie Ihr wisset, bin ich eine Waise und habe nicht Haus noch Güter mehr. Nach der Weise, wie ich erzogen und aufgewachsen bin, ist es mir aber nicht möglich, als eine Magd in die Fremde zu gehen; lieber wollte ich sterben.“

Bei diesen Worten des Mädchens schlug das Herz des Jünglings so gewaltig, daß er kaum zu sprechen vermochte und eine Weile brauchte, um sich zu sammeln. Er ließ sich aber auf ein Knie nieder und sagte zu ihr: „Da Ihr, verehrte Herrin, solche Worte an mich richtet, scheint es mir nicht länger gut zu sein, daß ich mein Geheimnis vor Euch verberge. Wisset, daß ich schon seit langer Zeit eine tiefe und herzliche Liebe zu Euch trage, die sorgfältig zu verbergen ich mich aber bezwang; denn da Ihr reich und mächtig waret, ich aber nur ein armer Edelmann, wie hätte da noch einige Hoffnung in mir leben sollen? Nun aber, da Ihr so arm wie ich geworden seid, ja noch ärmer, und eines Beschützers bedürftet, offenbare ich Euch diese meine Liebe und frage Euch, ob Ihr mich würdig findet, Euch in ehrbarer Weise als mein Ehegemahl heimzuführen. Aber auch wenn Ihr das verschmähet, bin ich doch bereit, Euch in jeder Weise zu dienen.“

Das Fräulein erfuhr mit Bewunderung von dieser Liebe, die Herr Hiltebrandt so lange in Treue und mit großen Schmerzen verborgen hatte. „Ebler Herr,“ sagte sie, „diese Eure treue Liebe scheint mir eine seltene Sache und wohl der Belohnung wert zu sein; auch kann ich ja bei meinen traurigen Umständen nichts Besseres wünschen als einen so tapfern und guten Gemahl zu finden. Darum will ich Euern Wunsch gerne erfüllen und Euch stets eine treue Dienerin sein. Jedoch ziemt es mir keineswegs, an solche Dinge zu denken,

solange mein beklagenswerter Vater, der ja auch Euer Herr war, an einem schimpflichen Orte ohne christliche Bestattung verweilt. Also sei das die Probe Eurer Liebe, daß Ihr seinen theuern Leib von jenem Orte abhollet und ehrlich begrabet, und wenn dies geschehen ist, sollet Ihr von Stunde an über mich als Eure Magd gebieten.“ Sie gab dem Jüngling ihre rechte Hand, die er mit Ehrfurcht küßte, und er versprach, alles nach ihrem Befehl zu tun. Darauf entfernte er sich hochbeglückt, und da es gerade Abend wurde, begab er sich in die Nähe der Richtstätte, wo er sich in einem Gebüsch verbarg.

Während er aus diesem Hinterhalt den Galgen und den dabeistehenden Wächter im Auge behielt, um einen günstigen Augenblick für sein Unternehmen abzuwarten, ereignete sich eine andere Neuigkeit in demselben Kloster, in dem Alinda verborgen war. Es war nämlich dort vor wenigen Tagen ein vornehmer Pilger mit seiner Ehefrau eingetroffen: dieser war schwer erkrankt. Nun war er mit Einbruch der Nacht seiner Schwäche erlegen, und sein junges und hübsches Weib erfüllte das Kloster mit ihrem Wehklagen.

Mittlerweile hielt unter dem Galgen der Ritter Ebert Wache, indem er auf und nieder schritt und häufig über das dunkle Feld hinwegspähte. Da jedoch eine lange Zeit sich niemand dem Platze näherte und mit der zunehmenden Nacht eine Totenstille ringsumher entstand, setzte er sich endlich nieder, hüllte sich in seinen Mantel und gedachte, ein wenig auszuruhen; darüber schlief er aber ein. Dies hatte der im Gebüsch versteckte Hilbrant kaum gesehen, so stand er leise auf und näherte sich dem Platze. Da er den Wächter eingeschlummert fand, nahm er ihm sein Schwert hinweg, holte dann, so schnell er konnte, den Körper des Gekerkerten vom Galgen und steckte ihn in einen mitgebrachten Sack. Da ihm aber der schlafende Ritter durch die Größe und Schönheit seiner Gestalt auffiel, gelüstete es ihn, ihm ins Gesicht zu schauen, und er tat es. Aber sowie er das getan und die Züge des Schlafers genau betrachtet hatte, erkannte er in ihm an sichern Merkmalen seinen Bruder Ebert, der vor mehreren Jahren auf Herrendienste in die Welt gegangen war.

Bei diesem Erkennen kam er in große Herzensbedrängnis; denn er konnte sich leicht denken, welcher schweren Strafe sein Bruder verfallen müsse, wenn das Abhandenkommen des Leichnams an den Tag käme. Und fast eine Stunde blieb er in tiefer Bekümmernis und innerem Zweifeln vor dem Schlafenden stehen, während neben ihm der Sack mit der Leiche am Boden lag. Endlich jedoch besiegte die Liebe zu Alinda diejenige zu seinem Bruder; auch schien es ihm eine höhere Pflicht, dem unglücklichen Fräulein beizustehen, da Ebert als ein Mann und Ritter schon selber einen Ausweg aus der Gefahr finden würde. Also nahm er den Körper mit, ließ jedoch dem Schlafenden sein Schwert, das er neben ihn in die Erde steckte. Dann eilte er mit seiner Last in ein Dorf, wo er den Pfarrer weckte und ihn nötigte, den Toten zu segnen, den er dann in Eile begrub. Darauf spürte er sich und erreichte noch vor Beginn der Morgenbämmerung den Galgen wieder, wo er aber Herrn Ebert vergebens suchte.

Dieser war nämlich nach einiger Zeit erwacht und

hatte sogleich bemerkt, daß der Gekerkerte gestohlen war. Da erschrak er gewaltig, schrie und suchte die Nähe ab, fand aber niemand; dann kehrte er zum Galgen zurück, setzte sich auf die Erde und gab sich seinem Schmerz hin. Denn er wußte wohl, daß er nun, selbst wenn er sein Versäumnis nicht mit dem Leben büßen müßte, doch die Freundschaft und Gnade des Kaisers verscherzt habe. Bald beschloß er zu fliehen, bald, sich in sein Schwert zu stürzen; am Ende gedachte er aber, als ein kluger Mann, ob es ihm nicht möglich wäre, sich durch eine List zu retten. Also beschloß er, an Stelle des Entwendeten eine andere Leiche zu hängen, um sich selber Leid und Unglück, dem Kaiser aber Aerger und Zorn zu ersparen. Da nun kein anderer bewohnter Ort in der Nähe war, begab er sich eilig in das benachbarte Kloster, wo jener verstorbene vornehme Pilger auf der Bahre lag.

Dieses Gestorbenen Weib erfüllte noch immer ihr Gemach mit Klagen und Weinen, und als Ebert fragte, was dies bedeute, und alles erfuhr, trat er zu der Witwe ins Gemach, wo der Tote lag, und begann sie zu trösten. Zu Anfang hörte sie wenig auf ihn, da er aber immer lauter und eindringlicher redete, sie auch sah, wie groß und schön und statilichen Leibes er war, hörte sie auf zu klagen und horchte seinen Worten. Der junge Ritter bat sie, sie möge sich nicht weiter um den Toten grämen, der ja weder jung noch schön aussehe; denn das Leben sei besser als der Tod, und da sie, wie er sehe, sich der Jugend und Schönheit noch in hohem Maß erfreue, werde sie ohne allen Zweifel sehr bald in einer neuen und glücklichen Heirat die gegenwärtige Trauer vergessen. Und da das Weib ihm mit Wohlgefallen zuhörte und, wie er wohl merkte, am liebsten gleich ihn selber zum Mann genommen hätte, erzählte er ihr in Eile seinen ganzen Zustand und bat sie um die Erlaubnis, ihren toten Gemahl an Stelle jenes andern an den Galgen hängen zu dürfen. Die bühlerische Frau, deren Trauer schon völlig vergessen war, sagte Ja und half sogar dem Ritter, die Leiche in aller Stille auf die Richtstatt zu schleppen.

Als sie soweit waren und Ebert gerade den Toten in die Schlinge hängen wollte, rief er plötzlich: „O weh! Nun bin ich verloren! Jenem Gekerkerten fehlte vorn im Munde ein Zahn, woran man ihn leicht erkannte; dieser aber hat noch alle Zähne. Und so war alles umsonst; denn man wird erkennen, daß es ein anderer ist.“ „Tröstet Euch,“ rief da das freche Weib, „das Uebel ist nicht groß!“ Damit nahm sie einen Feldstein und brach dem Toten einen Zahn aus. Dann hängte der Ritter die Leiche an den Galgen, und da er es getan hatte und seine Wache wieder aufnahm, weil der Morgen graute, da bat ihn das Weib und sagte: „Ihr werdet wohl wissen, was Ihr mir versprochen habt und daß ich dies alles nicht umsonst möchte getan haben. Darum nehmet mich nun an jenes Stelle zum Weib; denn ich bin dazu bereit.“

Da lachte Herr Ebert und sagte: „Liebe Dame, glaubet Ihr denn, ich möge ein Weib nehmen, das, wenn ich gestorben bin, mir mit einem Stein die Zähne ausbricht und mich an den Galgen hängt? Vielmehr gehet fort und fliehet mit aller Eile; denn seid gewiß: wenn jemand erfährt, was Ihr heute nacht getan habt,

werdet Ihr gesteinigt werden. Guern Gemahl aber könnt Ihr mir ohne Sorge anvertrauen; ich werde gute Wache bei ihm halten." Da heulte das schändliche Weib laut auf, lief davon und verließ jene Gegend, so schnell sie konnte.

Da es nun heller Tag wurde, fand sich Hildebrant aufs neue bei dem Galgen ein, fand daselbst den Ritter Wache halten und war höchlich erstaunt, die Stelle des Gehängten wieder besetzt zu finden. Er trat auf den Wächter zu, begrüßte ihn und begann ein Gespräch mit ihm. „Edler Herr,“ fragte er nämlich, „wessen ist denn die Leiche, die Ihr hier mit so vieler Sorgfalt bewahret?“ — „Wisset Ihr's nicht?“ antwortete ihm Ebert. „Es ist ein gewisser Herr Ottokar, ein Edelmann, und ist um Hochverrats an den Galgen gekommen.“ — „Ei,“ rief da der Jüngling Hildebrant, „Ihr wollet Euch wohl über mich lustig machen? Denn verzeihet, dieser Gehängte ist keineswegs Herr Ottokar, den ich sehr gut kannte.“ Darüber erschrak Herr Ebert heftig, sagte aber: „Ihr täuschet Euch, junger Herr, oder wollet mich verhöhnen. Ich sage Euch, dies ist Ottokar, der Hochverräter, und ich bin von der Majestät des Kaisers zum Hüter bei ihm bestellt.“

Da lächelte Hildebrant und sagte vertraulich: „Er-

Schloss Dorneck (Solothurn).

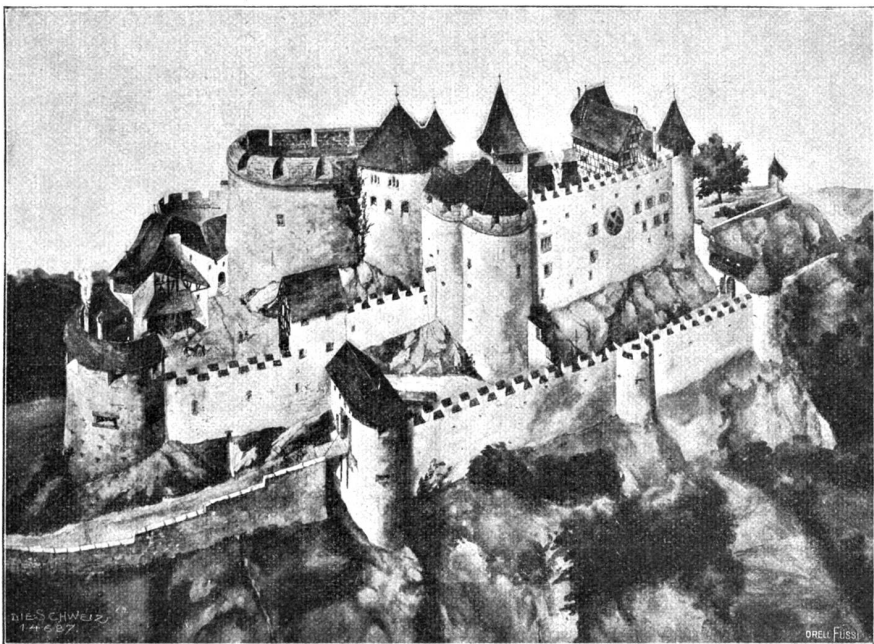
Nach dem Rekonstruktionsentwurf von Architekt Eugen Probst, Zürich (Phot. A. Krenn, Zürich).

eifert Euch nicht darüber, werter Herr, da ich diese Sache am besten wissen muß. Der gestern Abend hier gehangen hat, war gewißlich der Edelmann Ottokar; aber der jetzt hier hängt, ist ein anderer. Das ist so gewiß wahr, als ich selbst diese Nacht Herrn Ottokar von diesem Galgen erlöst und mit meinen Händen begraben habe.“ Als dies Herr Ebert vernahm, sprang er auf und rief zornig: „Also Ihr seid der Dieb und gesteht es selbst? Wohlan, so ziehet Euer Schwert und seid bereit zum Sterben!“

„Wartet ein wenig!“ rief Hildebrant, noch immer lächelnd. „Lieber Herr Ritter, als ich in dieser Nacht vor Euch stand, indes Ihr schliefet, da war Euer Leben in meiner Hand und ich hätte Euch mit weniger Mühe umgebracht, als man braucht, um einen Vogel zu erwürgen. Ich hatte aber Ursache, Euch Euer Schwert und Euer Leben zu lassen, und diese Ursache sollt Ihr nun erfahren. Aber sagt mir zuvor: Heißet Ihr nicht mit Namen Ebert und seid der älteste Sohn eines verbannten Edelmanns?“

„Ja, der bin ich,“ sagte der Ritter mit Verwunderung. „Wie könnt Ihr mich kennen, da ich Euch doch nie gesehen habe?“

„Wohl habet Ihr mich gesehen,“ erwiderte Hildebrant;



Burg Neu-Albstätten im Rheintal (Phot. C. Baer, Albstätten).

„aber da war ich um vier Jahre jünger und sah noch wie ein Knabe aus. Auch habet Ihr oft mit mir gesprochen und sogar in einem Bett mit mir geschlafen; denn ich bin Euer Bruder Hildebrant.“

Da erkannte ihn jener, obwohl er sich sehr verändert hatte und ein Mann aus einem Knaben geworden war. Er umarmte und küßte ihn zärtlich, und nachdem sie eine Weile gesprochen und einander betrachtet hatten, erzählte ihm Hildebrant alles, wie es geschehen war, und sagte zum Schluß: „Wenn du wegen dieser Sache in Gefahr kommst, so weiß ich ein Mittel, dich völlig zu retten. Darum sei unbesorgt, und wenn es dir schlimm zu ergehen scheint, so wende dich sogleich an mich!“ Darauf ging er in das Kloster zurück; denn die schicksliche Stunde war gekommen, um Fräulein Alinda einen Besuch zu machen. Mit großem Eifer berichtete er ihr die Entführung und Bestattung des Herrn Ottokar, wobei das liebevolle Mädchen viele Tränen vergoß, dann aber ihm treulich Dank sagte und ihn zur selben Stunde als ihren Herrn und Gemahl annahm. Der glückliche Jüngling küßte sie öfter, als man zählen kann, dankte ihr und erzählte ihr nun auch alles, was sich in der Nacht ereignet und wie er seinen Bruder wiedergefunden habe.

Zwei Tage später geschah es, daß einige Herren aus des Kaisers Gefolge an der Richtstätte vorübergingen, und da sie nach dem Galgen schauten, schien es einem von ihnen, als sei es nicht mehr derselbe Körper, der dort hing. Ohne darum Herrn Ebert etwas zu sagen, da sie mißgünstige Leute waren, teilten sie am Abend zu einer gelegenen Stunde dies dem Kaiser Friedrich mit, der sich stark darob betrübt und erzürnte. Und am folgenden Tag begab sich der Kaiser selbst auf den Richtplatz, wo Herr Ebert noch immer seines Amtes wartete. „Undankbarer,“ rief der Kaiser ihm zornig zu, „wie hast du deiner Treue und Pflicht vergessen! Denn ich weiß wohl, daß dieser Leichnam nicht der meines Feindes Ottokar ist, sondern ein anderer.“ — „Gnädigster Herr,“ antwortete der Wächter, „wer hat Euch solche unwahre Verleumdungen erzählt? Es ist jetzt der dritte Tag und war heute die dritte Nacht, daß ich nicht von diesem ungeligen Ort gewichen bin, und ich hatte gehofft, Euch durch solchen Eifer meine Liebe und Treue zu beweisen, sehe nun aber wohl, daß böse Gesellen mir solches angetan und Euch schlimme Lügen über mich berichtet haben. Aber wohl, Herr Kaiser, wenn Ihr mir nicht zu glauben vermöget, so sendet nach jenem Kloster, wo ein gewisser junger Ritter Hildebrant ist. Dieser hat den Geheften gut genug gekannt und mag entscheiden, ob er es sei oder nicht sei.“



Schloss Weinstein bei Marbach im Rheintal.
(Phot. E. Baer, Altstätten).

Sogleich wurde Hildebrant herbeigebracht und vom Kaiser selbst befragt, ob dieser Tote der gehefte Ottokar sei oder nicht. „Gnädigster Herr Kaiser,“ antwortete dieser, „da der Leichnam schon nahezu vier Tage und Nächte hier im Freien hängt, hat er sich sehr entstellt, und obwohl ich für gewiß glaube, daß es jener sei, mag ich es doch nicht mit völliger Sicherheit entscheiden. Aber wenn Ihr meinen Rat annehmen wollet, Herr Kaiser, so wisset, daß in diesem Kloster die eigene Tochter des Herrn Ottokar verweilt; diese kennt ihn gewiß besser als irgend ein anderer Mensch und wird es schnell an den Tag bringen.“

Der Kaiser hörte das mit Erstaunen und befahl, das Fräulein sogleich herzubringen. Sie wurde auch ohne Verzug (denn es war alles zuvor verabredet) von Hildebrant höflich herbeigeführt. Da der Kaiser ihre seltene Anmut sah, begrüßte er sie ritterlich und bat sie zu entscheiden. Sie aber betrachtete den Toten eine Weile und sagte: „Er ist es,“ und vergoß einige Tränen. Da begleitete sie der Kaiser selbst in das Kloster zurück; dann aber lobte er seinen Ritter Ebert aufs höchste, bat ihn um Verzeihung und forderte ihn auf, sich irgend ein Geschenk, sei es auch eine ganze Provinz, zu erbitten.

Nun berichtete dem Kaiser Herr Ebert die Geschichte und Umstände seines Bruders und der Alinda und schloß mit den Worten: „Für mich erbitte ich keinerlei Gnade, als daß es mir ferner vergönnt werde, Eurer erlauchten Person mit meinen geringen Kräften wie bisher zu dienen. Wollet Ihr aber würdigen und dankbaren Leuten eine Wohlthat erweisen, so gedenkt meines Bruders und seines jungen Weibes, die beide an der Verschulbung des Herrn Ottokar kein Teil gehabt haben und Euch treue Diener sein werden!“ Der Kaiser war voll Verwunderung über diese Geschichte, umarmte seinen Ritter mit Zärtlichkeit und dankte ihm; seinen Bruder



Lawinensturz im Haslital beim Dörfchen Boden (23. Februar 1904 abends 7 Uhr).
„Im Boden“ (Phot. Adolf Urfer, Interlaken).

Ein Wettrennen in der Steppe bei Stawropol.

Reisebild aus dem südlichen Rußland von Dr. Hans S. Kaarsberg.

Deutsch von Friedrich von Känel, Aeschi (Bern).

Nachdruck verboten.

— — — Ich genoß an diesem Tag das Mittagessen bei den Gebrüdern M. Zuerst wurde eine kalte Suppe serviert. Sie bestand aus geronnener Milch, in welcher kleine Fleischbrocken, Stücke hartgekochter Eier, Zwiebeln u. s. w. schwammen, nebst einem Fleischgericht. Bei Tisch wurde Bier — Pivo — getrunken, das in jenen Gegenden mit entschieden mehr Andacht als hier genossen wird. Zum Bier wurden harte, getrocknete Roggenbrotwürfel gereicht.

Der Tag war warm und still. Erst spät am Nachmittag sollte das Wettrennen beginnen. Nach einigen Stunden Herumschlendern und Ruhens mieteten wir gemeinsam eine „Kareta“ und fuhren nach der Rennbahn. Diese lag in der Steppe, eine gute Strecke Weges von der Stadt. Es war ein gewaltiges Stück flachen Steppenlandes, von einer ausgespannten Schnur umgeben.

Ganz Stawropol ist auf den Beinen. Alles, was fahren, reiten, gehen, ja kriechen kann, will sich heute bei dem Wettrennen, dem größten Fest des Jahres, Stellbischein geben. Und sie wimmeln zusammen aus der Stadt und aus fernen öden Gegenden, sie scharen sich um die ausgespannte Schnur, 16—20,000 Menschen, Nomaden, Kolonisten, Bürger, Verwaltungsbeamte, alles bunt durcheinander — „wie Mäusedreck und Koriander“. Alle eilen sie nach der gespannten Schnur. Und im Nu ist die ungeheure Rennbahn von einem breiten, wogenden Gürtel von Menschen und dieser wieder von einem äußeren, noch breiteren von Pferden, Wagen und Karren umschlossen.

Spring in den Sattel und blicke hinaus über die große, lärmende Schar! — Der Anblick scheint dir nicht zu imponieren. Menschen in der Steppe — das ist ein Nichts! — Das kommt daher, daß du die Dinge nicht richtig betrachtest. Was du zu betrachten hast, das ist die Steppe. Sie ist's, die den ungeheuren Wagenzug verschlungen hat, die Steppe, die die 20,000 Menschen — samt dem Vizegouverneur und seinem Gefolge — verschlingt — die Steppe, die alles so verschwindend klein macht, indem sie es in ihrer grauen Unendlichkeit ertrinken läßt. Die Steppe frßt die 20,000. Und da liegt sie vor deinem Auge ausgestreckt, gleich geräumig, mager und seltsam wie früher — so still, so still, alle Laute verschlingend, alles dämpfend, während ihre Halbgräser in der heißen Sonne des späten Sommermittages dorren. . . Ganz Stawropol ist draußen. Da kommt der große Beamte in vollständigem petersburgischem Staat, dort der kleine à la Stawropol ausgestattete. Dort drüben fahren Gemahlin und Tochter des Kalmlückenfürsten

Garzafef. Die Frau ist eine Russin der Beaumonde: sie will nicht in der Steppe und im Zelt wohnen. Aber Garzafef liebt sein Zelt und sein Volk. Er lebt in seiner Kibitka, besucht sein Haus und seine Familie in der Stadt. Seine Tochter ist halb erwachsen. Ihre Züge sind ganz diejenigen des Vaters: typisch kalmlückisch. Dort reiten sechs Reiter in eleganter, tscherkessischer Tracht, mit Burka und Gürtel, die schwarzen Pelzmützen aus der olivbraunen Stirne zurückgeschoben. Sie sitzen hoch auf dem Rücken der Pferde im engen, hohen, kaukasischen Sattel. Die blanken Kinschale funkeln in der Sonne. Sie sind nicht „Dschigiten“ mit zerlumpten Kleidern, aber vorzüglichen Waffen und kostbaren Pferden. Nein, bei ihnen ist alles komplett. Sie sehen aus wie Fürsten und Herrscher von männlicher, phantastischer Schönheit, die herablassend sich am Fest ihres Volkes zeigen und es ehren, indem sie in feinsten Gala auftreten. Ihre Pferde sind klein und wie Hirsche gebaut, aber stark und geschmeidig wie Panther. Mit aufgerissenen Nüstern und spähenden Augen und Ohren bewegen sich diese Tiere in trippelndem, schnellem Trab oder in energischem und doch graziosem Galopp. Ueber den Hinterteil des Tieres, ihn bedeckend, hängt die weite Burka aus schwarzem, langhaarigem Filz; Sattel, Zaum, Gebiß und Bügel sind prunklos;



Lawinensturz im Haslital. Vom Luftdruck zerstörte Scheune in der „Schwendli“ (Phot. Ad. Urfer, Interlaken).